

PLAYLIST

Made To Die – Dorothy
Cry Little Sister – Marilyn Manson
Shot In The Dark – AC/DC
Glitter & Gold – Rebecca Ferguson
Live Forever – Oasis
Brother – NEEDTOBREATHE
Broken Needle – Marilyn Manson
Bad Girl – Avril Lavigne (feat. Marilyn Manson)
Enemy Fire – Bea Miller
Downfall – Neoni
Cry Baby – Melanie Martinez
Free Bird – Lynyrd Skynyrd
Horror Movies – Neoni
Creatures – Shinedown
Some Die Young – LALEH
Amen – Halestorm





PROLOG

REED

Sie war nicht annähernd so hässlich, wie ich erwartet oder mir gewünscht hatte. Nein, das genaue Gegenteil war der Fall. Sie war ... Mir fehlten die Worte. Makellos? Rein? Ich konnte es nicht genau sagen. Zwar konnte ich in ihren Gesichtszügen die Ähnlichkeit zu ihrem Bruder erkennen, auch wenn ihre deutlich weicher waren und nicht dieselbe Arroganz ausstrahlten. Aber durch die wilden Locken, die sie umrahmten, wirkte Claire Garcia wie ein gottverdammter Engel. Überhaupt in dem weißen Arztkittel und den zur Hälfte hochgesteckten blonden Haaren. Automatisch fragte ich mich, wie es aussehen würde, wenn ich genau jetzt meine Waffe ziehen, sie auf die junge Ärztin richten und sie erschießen würde. Vielleicht ein Kopfschuss, oder noch besser ein Schuss in den Bauch. Würde sich der Kittel rot verfärben? Wie viele von den an-

deren Menschen, die um sie herum standen und sie beglückwünschten, würden ihr zur Hilfe eilen und wie viele würden aus Angst und Panik schreiend das Weite suchen, während sie in ihrem eigenen Blut langsam verendete? Und würde mich jemand durch die vom Schuss zerberstende Scheibe entdecken, bevor ich das Weite suchen konnte, sodass irgendwer ihrem Arschloch von Bruder mitteilen könnte, wer seine verflixte Schwester auf dem Gewissen hatte? Ich hoffte es. Meine Hand zuckte. Die Waffe, die zwischen meinem Hosenbund und meinem unteren Rücken auf ihren Einsatz wartete, brannte sich in meine Haut. Ich wollte es tun. Jetzt sofort. Aber der Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Ich musste Geduld haben, wenn mein Plan funktionieren sollte. Und das musste er, egal wie sehr mein Schwanz sich bei dem Gedanken an Claire – gefesselt und wehrlos in meinem Bett – in meiner Hose regte. Ob ich sie ficken sollte, bevor ich sie umbrachte? Wie ihrem Bruder das wohl schmecken würde? Ich unterdrückte ein Lachen bei der Vorstellung, wie Detective Garcia über der Leiche seiner Schwester stand und ihre kalte Hand streichelte, während mein Sperma immer noch in ihr klebte. Würden bei ihm die letzten Gehirnzellen auch noch durchbrennen und würde er als Folge den Verstand verlieren? Ein köstlicher Gedanke. Grinsend lehnte ich mich weiter zurück in die Dunkelheit, als Claires Augen

die Scheibe fixierten. Sie ließ ihren Blick über den Garten schweifen und sah eine Sekunde sogar in meine Richtung, ohne mich wirklich wahrzunehmen. Sie schritt auf das große Fenster zu und verschränkte die Arme vor der Brust, sodass ihre perfekten Brüste noch weiter aus ihrem Ausschnitt gedrückt wurden. Wieder meldete sich mein Schwanz. Er drückte mittlerweile schmerzhaft gegen meine Jeans und füllte sich trotzdem unaufhörlich mit Blut. Ein Lächeln lag auf Claires Lippen. Für sie war die Welt in Ordnung, mit ihrem traumhaften Job, ihrem riesigen Apartment und dem beschissenen Sonntagsessen mit ihren Freunden und der Familie, das geradewegs aus einem Film stammen hätte können. Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukommen würde. Sie wusste nicht, dass der Teufel persönlich sie bereits beobachtete. Aber schon bald würde sich ihr ganzes Leben ändern und all das hatte sie ihrem dreckigen, verräterischen Bruder zu verdanken. Und natürlich mir. Dem Teufel. Nun stieß ich doch ein Lachen aus, während ich mich aus der Dunkelheit löste und den Heimweg antrat. Bald, Claire. Aber nicht heute. Noch nicht. Bald gehört jeder Teil deines lächerlich wundervollen Lebens mir.



EINS



CLAIRE

Sechs Monate später

Ich hätte nicht mit ihm ausgehen sollen. Niemals. Wenn es eine Liste von schlechten Entscheidungen in meinem Leben geben würde, wäre das Platz eins. Ganz sicher. Das Essen im Restaurant war bereits eine Katastrophe gewesen. Wobei, nein, damit hatte es nicht begonnen, sondern mit Stevens Zuspätkommen. Nicht, dass es verwerflich war, sich zu verspäten. Das passierte. Als Ärztin wusste ich das besser als irgendjemand sonst. Eine Operation dauerte länger, weil überraschend eine Komplikation auftrat und deshalb kam es zu Wartezeiten? Kein Problem. Oder man stellte eine tödliche Diagnose und wollte noch für seinen Patienten da sein? Völlig verständlich. Aber sein Date eine Dreiviertelstunde warten zu lassen, weil man sich

zehnmal umziehen musste und dann nicht einmal den Anstand besaß, Bescheid zu geben? Absolutes No-Go. Dann auch noch über meinen Kopf hinweg für mich zu bestellen – Fleisch, obwohl ich Vegetarierin war – und zum Abschluss auch noch mit der Kellnerin zu streiten, weil man sie beim Gehen von hinten angerempelt hatte, sodass sie die Getränke fallen ließ. Die Flüssigkeit war auf Stevens teure Schuhe gespritzt und hatte den Abend damit zu einer einzigen Farce vollendet. Ich konnte es nicht erwarten, mich zu verabschieden, ohne unhöflich zu wirken, und ihn nie im privaten Kontext wiederzusehen. Gern hätte ich ihm schon vor dem Restaurant eine gute Nacht gewünscht und wäre gegangen, aber damit wären wir beim zweiten katastrophalen Fehler. Wir waren mit seinem Auto zum Nobelrestaurant gefahren und es war an diesem Abend eindeutig zu kalt, um nach Hause zu laufen. Dabei hätte ich bereits ahnen können, dass Steven ein Arschloch war. Bei jeder Gelegenheit machte er die Krankenschwestern in der Klinik nieder und scherte sich nicht um die Bedürfnisse seiner Patienten. Ihm war alles egal, solange er sich selbst Doktor nennen konnte. Er war, wie ich nie sein wollte. Und dennoch stand ich nun in meinem kleinen Wohnzimmer und nippte an meinem kalten Wasserglas, während ich darauf wartete, dass Steven endlich verschwand, nachdem er auf meiner Toilette gewesen war. Es

wäre auch zu viel verlangt gewesen, im Restaurant noch einmal zu gehen, sodass ich ihn schon vor der Tür loswerden hätte können, statt ihn noch mit ins Haus nehmen zu müssen. Und damit wären wir beim dritten und letzten Fehler meines Abends, doch den erkannte ich erst, als Steven mit einem Grinsen um die Ecke kam und sich nicht verabschiedete, sondern immer näher und näher kam. Mein Telefon hatte ich in meiner Jackentasche gelassen, die an der Garderobe hing. Zu weit weg, um es zu erreichen.

Ich hätte mich nicht auf dieses Date einlassen dürfen. Egal, wie sehr Helena mich dazu gedrängt hatte. Dann war ich eben schon seit knapp fünf Jahren Single. Na und? Ich war glücklich allein. Zumindest glücklicher, als mit einem Arschloch, das alle Menschen von oben herab behandelte, obwohl er selbst im Leben noch nichts geleistet hatte. Das würde mein letztes Date sein. Am besten für immer.

Steven schritt auf mich zu, während er mich gierig mit den Augen musterte. Seine Pupillen waren geweitet – so wie schon den ganzen Abend. Ein Schauer durchzuckte meinen Körper und ich bekam eine Gänsehaut. Genau dieser Blick ließ mich wünschen, mein Handy wäre bei mir. Ich wusste nicht, was es war, aber die Art, wie Steven näher kam, gefiel mir nicht. Er sollte gehen. Sofort. Ich hatte absolut keinen Spaß an diesem Abend und

wollte nur noch ins Bett – zusammen mit einem riesigen Eisbecher und meiner Lieblingsfolge von *Bones* – *Die Knochenjägerin*.

»Du siehst atemberaubend aus«, murmelte Steven, als er vor mir zum Stehen kam, und strich über den Stoff, der auf meinen Schultern lag. Ich schluckte und trat einen Schritt zurück. Dabei lief ich jedoch nur gegen den Hängeschrank im Wohnzimmer und stieß mit dem Kopf gegen eine der Kanten. Ein schmerzhafter Stich jagte durch meinen Schädel und ich blieb sofort stehen. Mein Herz beschleunigte sich. Verdammte! Hätte ich mich noch blöder positionieren können? Vermutlich nicht. Ich konnte nicht weiter nach hinten zurückweichen und auch Steven schien das zu wissen, denn sein Grinsen wurde breiter. Was hatte er vor? Irgendetwas musste es sein, denn er war nicht lange genug auf der Toilette gewesen, um wirklich gemusst zu haben. Er hatte also nur einen Weg in mein Haus gesucht. Und wenn es nach mir ging, würde er nicht bleiben. Doch je länger wir hier standen, desto lauter wurde die Stimme in meinem Kopf, die mir sagte, dass ich wohl in dieser Angelegenheit kein Mitspracherecht haben würde. Aber das war lächerlich, richtig? Steven war Arzt. Er hatte einen Eid geleistet, zu helfen und niemanden zu verletzen. Trotzdem wurde ich das angeekelte Gefühl nicht los, das mich den ganzen Abend begleitet hatte. Es war eine Mi-

schung aus Wut, Aufregung und ja, auch Panik. Und darunter war noch eine andere Emotion versteckt. Ganz tief in meinem Inneren. Scham. Ich fühlte mich die ganze Zeit nackt, wenn er mich ansah. Als würde er mich mit seinen Augen ausziehen und mich berühren, obwohl ich es nicht wollte.

»Das sagtest du bereits.« Und nicht nur einmal. Bei jeder Gelegenheit hatte er mir ein Kompliment zu meinem Aussehen gemacht. Mein Kleid war fantastisch. Die Haare bombastisch und mein Körper wie ein weiteres Adjektiv mit -isch am Ende, das ich mir nicht gemerkt hatte. Vermutlich, weil ich irgendwann aufgehört hatte, ihm richtig zuzuhören. Schönheit war nicht alles und Steven war das beste Beispiel dafür. Ich setzte ein falsches Lächeln auf und sah mich zu den Seiten um, doch als ich einen Schritt nach links machte, folgte Steven mir und ließ nicht zu, dass ich neben ihm vorbeischlüpfte.

»Ich weiß.« Steven lachte auf. Es war kein schöner Laut. Es klang gezwungen und schmierig. Als wäre er bei einem Geschäftsessen und müsste über die schlechten Witze seines Chefs lachen, um seinen Job nicht zu verlieren. »Es ist dieses Kleid. Einfach der Wahnsinn.« Steven senkte den Kopf und starrte mir genau in den Ausschnitt, während er seinen Körper enger an mich drückte, sodass er auf meinen traf.

»Vielen Dank«, presste ich durch zusammenge-

bissenen Zähnen hervor und drückte mich näher gegen den Schrank hinter mir, um von ihm wegzukommen. Sah er nicht, dass er mich bedrängte? War ihm nicht bewusst, dass ich es nicht wollte? Sollte ich ihm sagen, er solle gehen? Oder wäre ich dann unhöflich? Sicher, Steven war ein Arsch, aber seine Familie hatte Einfluss und ich wollte meinen Job gern noch lange behalten, weshalb ich seine Annäherungsversuche weiter weglächelte und versuchte, mich geschmeichelt zu fühlen, weil er auf meine großen Brüste starrte. Aber spätestens, als Steven wieder den Mund aufmachte, erstarben alle meine Bemühungen. Mein Magen verkrampfte sich, bis ich glaubte, ich müsste mich übergeben.

»Wie wäre es, wenn wir es ausziehen und sehen, was du darunter versteckt hältst?« Stevens Hände fuhren von meinen Schultern hinab über meinen Rücken und suchten bereits nach dem Zipper des Reißverschlusses, bevor ich es geschafft hatte, seine Worte und ihre Bedeutung zu verarbeiten. Ausziehen. Das hatte er gesagt. Ich hatte mich nicht verhört, oder? Es würde auf jeden Fall zu der Tatsache passen, dass er begann, am Verschluss meines Kleides zu zerren. Wieder beschleunigte mein Herzschlag. Mein Puls raste durch meinen Körper. Kalter Schweiß brach aus meinen Poren aus und mein Mund wurde trocken. Die Zunge klebte mir am

Gaumen und ich vertraute meiner Stimme nicht mehr. Mein Hals wurde eng.

»Bitte?«, krächzte ich in der Hoffnung, ihn doch falsch verstanden zu haben. Aber das hatte ich nicht. Ich war intelligent genug, um das zu wissen. Trotzdem konnte und wollte ich das nicht glauben. Ich hatte mir immer gedacht, dass so etwas nur in Filmen passiert, aber sicher keiner jungen Ärztin, die mit dem Sohn eines reichen Mannes aus der Oberschicht ausging. Aber da hatte ich mich wohl geirrt, denn Steven zog den Zipper hinunter, bis das Kleid aufsprang und fuhr mit den Händen über meine freigelegte Haut, obwohl ich versuchte, meine Finger gegen seine Brust zu stemmen und ihn wegzuschieben. Mit wenig Erfolg. Zwar drückte sich sein Oberkörper nun nicht mehr an meinen, doch ich roch weiterhin den süßlichen Geruch seines Parfüms, das in meiner Nase kratzte und spürte seine Fingerkuppen, die über meine Schulterblätter und danach meinen Rücken hinunterglitten, bis sie auf meinem Hintern zum Liegen kamen.

»Ach komm schon, Claire. Wir sind den ganzen Abend umeinander herumgeschlichen und jetzt sind wir endlich allein. Es ist also nicht mehr notwendig, dass du dich zurückhältst. Ich will es genauso sehr wie du«, säuselte Steven und seine Finger drückten sich in meine schutzlose Haut. Es tat nicht weh, dennoch wollte ich, dass er aufhörte, mich anzufassen,

weil jede Berührung dafür sorgte, dass mein Magen sich überschlug, bis ich Galle im Mund schmecken konnte. Fest drückte ich gegen seinen Brustkorb, um ihn doch noch von mir zu stoßen, doch ich war zu schwach. Ein schmerzhafter Stich fuhr durch meine Handgelenke. Ich stöhnte und verringerte den Druck.

»Und was genau ist es, was ich will?«, wisperte ich und meine eigene Stimme war mir unbekannt. Sie klang viel zu hoch, beinahe schrill. Und piepsig, obwohl ich aus vollen Lungen brüllen und ihn damit einschüchtern wollte. Aber Steven schien es nicht zu kümmern, dass ich mich gegen seinen Griff wehrte. Unverändert strahlte er mich an und kam mit seinem Gesicht immer näher.

»Das hier«, flüsterte er und drückte im nächsten Moment seine Lippen gewaltsam auf meine. Zeitgleich kippte sein Becken nach vorne und er begann, sich an mir zu reiben. Etwas Hartes drängte sich gegen meinen Oberschenkel und stach durch die Stofflagen, die unsere Körper voneinander trennten. Sein Mund bewegte sich auf meinem, ehe seine Zunge hervorschnellte und über meine Unterlippe fuhr. Sein Speichel benetzte meine Haut. Die Wärme seines Atems blies mir ins Gesicht. Ich unterdrückte ein Würgen und griff blind in den Hängeschrank hinter mir, weil ich den Kopf nicht drehen konnte. Aber ich erreichte nichts, außer dass ich mir

beinahe den Arm ausrenkte. Meine Schulter gab ein widerliches Knirschen von sich, als das Gelenk gegen die ungewohnte Bewegung protestierte. Verdammt, wieso hatte ich kein Buch oder Ähnliches in Griffweite, um es dem Scheißkerl überzuziehen? Denn genau das wollte ich in diesem Augenblick, und wenn er dann seinen Einfluss nutzen und mir meinen Job wegnehmen würde, dann wäre es eben so. Auf keinen Fall würde ich still und bewegungslos bleiben, wenn er sich wie ein Tier benahm. Triebhaft, unhöflich und gierig. Ich verdiente Besseres. Jede Frau tat das.

»Lass mich los!«, rief ich, als er seine Lippen kurzzeitig von meinem Gesicht nahm, damit er Luft holen konnte, und hob mein Bein an, um es ihm in den Schritt zu rammen. Doch ich verfehlte mein Ziel und traf stattdessen nur seinen Oberschenkel. Auch bei meinem zweiten Versuch schlug ich daneben, weil Steven sich wegdrehte und danach seine Hände fest in meinen Hintern krallte, um meine Hüfte an seine zu drücken und sie an dieser Stelle zu fixieren, sodass ich nicht erneut die Möglichkeit bekam, ihn zu treten. Die Panik in meinem Inneren stieg weiter an, als er den Mund wieder auf meine Haut senkte. Diesmal an meinen Hals. Seine Lippen waren spröde und die Stellen, die er küsste, fühlten sich danach unangenehm feucht an. Tränen stiegen mir in die Augen und ich konnte selbst nicht sagen,

ob es die Angst war, vor dem, was kommen würde, oder die Wut auf mich selbst. Wieso hatte ich mein Handy nicht bei mir, um Hilfe zu rufen? Würde mich jemand hören, wenn ich schrie? Wann würde Steven aufhören und mich loslassen? Fragen über Fragen türmten sich in meinem Kopf auf, doch ich kannte auf keine einzige die richtige Antwort. Außerdem hatte ich keine Gelegenheit, wirklich nachzudenken. In meinem Schädel flogen Wortfetzen und einzelne Gedanken hin und her, aber nichts davon war für mich greifbar. In meinem Inneren brach ein Durcheinander aus. Chaos. Und ich konnte es nicht ordnen, weil Stevens Hände, die an meinem Hintern hinabglitten und unter den Stoff meines Kleides griffen, alles waren, worauf ich mich konzentrieren konnte.

»Zier dich nicht, Claire. Ich weiß, dass irgendwo ein versautes Mädchen in dir steckt. Hinter der Brille und dem schüchternen Lächeln.« Stevens Stimme wurde tiefer und nahm einen anzüglichen Unterton an. Vielleicht sollte es sexy klingen, doch es sorgte nur dafür, dass sich meine Nackenhaare aufstellten und ich begann, meinen Körper hin und her zu bewegen, damit er mich nicht mehr umklammert halten konnte.

»Nimm deine Hände von mir!«, befahl ich und war stolz, dass die Worte selbstbewusst aus meinem Mund kamen, auch wenn mir zum Heulen zumute

war. Tränen schwammen in meinen Augen und verschleierten meine Sicht. Ich blinzelte sie hektisch weg, um mehr sehen zu können, doch irgendwann waren es so viele, dass sie über mein Lid quollen und meine Wange hinabliefen. Die einzelnen Tropfen kitzelten auf meiner Haut, doch ich konnte sie nicht wegwischen, weil ich mit den Händen lieber gegen Stevens Schultern drückte, bis ich mir genügend Bewegungsfreiheit erkämpft hatte. »Verschwinde!« Ich schlug gegen die Ansätze seines Schlüsselbeins. Nur einmal, aber dafür so fest ich konnte. Steven ächzte. Das Grinsen auf seinem Gesicht verschwand. Er zog die Augenbrauen zusammen und verzog die Lippen spöttisch.

»Es wird dir gefallen. Versprochen«, versicherte er mir und wanderte mit seinen Händen höher, bis er meinen Slip erreichte. Seine Finger waren kühl an meinen erhitzten Schenkeln und ich fröstelte. Mein Körper verspannte sich. Jeder Muskel zog sich zusammen. Ich stieß einen Schrei aus und hämmerte mit meinen Fäusten auf seine Schultern ein, bis Steven keuchend nach hinten taumelte. Er schnaubte und richtete sich zur vollen Größe auf. Wieder griffen seine Finger nach mir. Er wollte mich erneut packen und nach hinten drängen, doch ich war schneller als er und ging ein paar Schritte nach vorne, damit ich nicht wieder zwischen ihm und dem Schrank eingekesselt war.

»Nein! Ich will das nicht. Lass mich in Ruhe!«
Ich stemmte die Hände in die Hüften, wobei mir der Träger meines Kleids von der Schulter rutschte, und sah an ihm vorbei zur Garderobe, an der meine Jacke mit meinem Handy hing. Der Weg war zu weit. Ich würde es unmöglich an Steven vorbei und dann Richtung Tür schaffen, ohne dass er mich festhielt. Kurz schloss ich die Augen und versuchte, ruhig durchzuatmen und meine Gedanken zu sortieren. Was sollte ich nur tun? Aber Steven ließ mir keine Sekunde Ruhe. Kühle Finger legten sich um meinen Hals und die andere Hand platzierte er an meinem Busen. Langsam begann er, meine linke Brust zu massieren und fast schon zärtlich über den schwarzen Stoff zu streichen, der mich bedeckte. »Bitte!« Ich wimmerte. Ich wollte es nicht, aber ich konnte es nicht verhindern. Der Griff an meinem Hals wurde fester. Steven drückte mir die Luft zum Atmen ab. Meine Lunge protestierte. Ich riss die Augen auf. Mein Brustkorb hob sich angestrengt, doch kein Sauerstoff wanderte durch meinen Körper. Ich japste und mein Gesicht verzog sich panisch. Was tat er da? Wollte er mich umbringen? Wieder lösten sich Tränen aus meinen Augenwinkeln. Gierig versuchte ich, nach Luft zu schnappen. Aber Stevens Hand presste meinen Hals immer weiter zusammen. Die Fingerkuppen bohrten sich in mein Fleisch. Ich schrie, aber meine

Stimme drang nur leise aus meinem geöffneten Mund.

»Hilf mir, dich auszuziehen! Ich weiß, dass du es härter magst.« Steven stieß sein Becken erneut an meine Leiste und rieb sich an mir, sodass der Saum meines Kleides nach oben rutschte. Anschließend knetete er die Hand an meiner Brust fester, bevor er sie über meine Seite wandern ließ und nach hinten zu meinem Rücken, um den Stoff von meinem Körper zu zerren. Mir wurde schwindelig. Der Sauerstoffmangel sorgte dafür, dass schwarze Flecken meine Sicht einschränkten. Ich taumelte, doch Stevens Griff hielt mich aufrecht.

Ich mochte es härter? Woher hatte er denn diesen Schwachsinn? Oder war das nur eine Ausrede, um sein unmenschliches Verhalten vor sich selbst zu rechtfertigen? Und was genau sollte härter eigentlich bedeuten? Keine Frau stand darauf, vergewaltigt zu werden. Überhaupt keine, selbst wenn sie sich sonst den Hintern versohlen ließ, um sich gut zu fühlen, oder es mochte, wenn jemand Klemmen an ihren Brüsten anbrachte. Und ja, ich liebte beides. Aber ganz bestimmt nicht unter diesen Voraussetzungen. Ich wollte einfach nur weg. Keine Faser in meinem Körper verspürte Erregung. Da war nur die blanke Angst, die mich dazu verleitete, hinter mich zu greifen und diesmal bekam ich einen schweren Gegenstand zu fassen. Er war kühl und hart.

»Nein.« Meine Stimme kämpfte sich durch meinen eingeeengten Hals, doch er ließ nicht locker. Ich keuchte, winselte nach Sauerstoff, aber ich bekam ihn einfach nicht. Meine Glieder wurden taub. Das Herz in meiner Brust verkrampfte sich und ich bildete mir ein, den kalten Hauch des Todes im Nacken zu spüren, als Steven noch einmal den Griff verstärkte und ich instinktiv den Arm hob. »Steven! Nicht!«, krächzte ich, als meine Lunge sich schmerzhaft zusammenzog, und ließ im gleichen Moment die Hand mit dem Gegenstand nach unten rasen. Ein dumpfer Schlag war zu hören, gefolgt von einem Schrei und plötzlich löste sich die Umklammerung. Erleichtert gab ich der Gier nach Luft nach und atmete hektisch ein und aus. Das Brennen in meiner Brust ließ nach. Die Panik ebte ein wenig ab. Meine Sicht klärte sich wieder. Die schwarzen Flecken verschwanden. Ich blinzelte und richtete meinen Blick auf den Gegenstand in meiner Hand. Es war ein Briefbeschwerer. Der hässliche, den ich zum Studienabschluss von Pablo geschenkt bekommen hatte. Wer hätte gedacht, dass dieses Ding doch noch einmal für etwas nützlich sein würde. Es hatte auf jeden Fall dazu geführt, dass ich die Oberhand gewann. Steven rieb sich den Hinterkopf, an dem eine Wunde prangte. Ein kleines Rinnsal Blut lief über seine Kopfhaut und befeuchtete sein blondes Haar. Gekrümmt stand er vor mir und hatte

schmerzerfüllt das Gesicht verzogen. Seine Augen verengten sich zu Schlitzeln, als er wieder in meine Richtung sah.

»Du verdammte Schlampe! Was soll die Scheiße! Ich werde dich ...«, begann er zu brüllen und seine Wangen liefen vor Wut rot an. Wie ein wildgewordener Stier lief er auf mich zu und packte mich am Oberarm, um mich gegen die Wand zu drängen. Doch so weit kam er gar nicht und er beendete auch seinen Satz nicht. Oder ich hörte das Ende zumindest nicht, weil es in diesem Augenblick knallte. Die Eingangstür flog mit so einer Wucht gegen die Wand, dass die Klinke in den Putz hämmerte und dort einen Abdruck hinterließ. Teile der Mauer bröckelten zu Boden und die Tür wurde beinahe aus den Angeln gehoben.